

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 253.

Freitag, 29. Oktober.

1915.

[1. Fortsetzung.]

Der Orgel-Ärger.

Roman von Edela Räff.

[Nachdruck verboten.]

Ein Wall kränzte die ganze Stadt ein, und zwar fünfmal durch eine mehrere Meter lange, tiefe Senkung unterbrochen. Döher die fünf Hügelchen! Längs der Außenperipherie dieses Walles zog sich zu Tal die „Villon-Schnur“; innerhalb baute sich die alte Stadt zu seinen Füßen auf. So ziemlich inmitten der reizenden Villen-Schnur stand, von Vor- und großem Hintergarten eingehügt, die Villa des Kommerzienrats Herrn Ludwig Lauter. Er galt für den reichsten Mann der Stadt, wenn auch nicht gerade für den zugänglichsten und liebenswürdigsten. Er stand am Ende der Fünfziger und färbte seine grauen Haare, seit er vor drei Jahren Witwer geworden war. Im Sommer war er ein Frühstückstheater. Er ging dann hinter seinem Gärtner her und machte botanische Studien, die er noch am selben Tage gesprächsweise zu verwenden pflegte, da er sich vierundzwanzig Stunden später nur schwer hätte erinnern können. Er hatte, außergeschäftlich, ein sehr schlechtes Gedächtnis, zeigte aber doch gern außergeschäftliche Interessen und liebte es sich in kleineren und größeren Kreisen gebildet zu unterhalten. Humoristika oder ein graziöses Blaudern um heitere Richtigkeiten des Lebens waren ihm ein Greuel — er gehörte zu den „Kompfhaft-gediegenen“ Großkaufleuten und hatte keinen eignlichen Rivalen, der ihn ernstlich hätte gefährden können, da Fünf-Hügelchen keine Handelsstadt war und auch nie eine werden könnte.

Heute hatte der Kommerzienrat einen Vortrag über den allerneuesten Garten-Sprengschauch, der bei dem Nachbar zu seinem Ärger bereits in Tätigkeit stand, entgegengenommen, und dieses Allerneueste tischte er dann auch seinen Damen sofort beim Kaffee auf.

Man frühstückte im Schatten des breiten Altans, von dessen ausgebuchtetem Mittelbau eine achtstufige Steintreppe in den Hintergarten führte. Gleich vor der Treppe ragte aus fastigem Rosengrün ein kleines Meerangahauer in sechsedigem Bassin auf, das um die Mittagszeit, wenn die Sonne hier hochstand, einen kräftigen Wasserstrahl in die Luft spie, der dann sein düstres Nach weit im Umkreis verspritzte. Die Anlage war gut und in der Anwendung etwas kostspielig, daher durfte der Triton auch nur, wenn Gäste da waren, über Sonnenuntergang hinaus seine Künste zeigen.

Der neue Garten-Sprengschauch schien die Tochter des Hauses wenig zu interessieren, sie blätterte in eben eingetroffenen Briefen aus Böden und frühen Sommerfrischen. Aber Dina hatte Besuch, schon seit drei Wochen und ganz ohne Aussicht, ihn sobald los zu werden.

Dieser Besuch, eine junge Dame, mit der Dina ein Jahr in einer Schweizer Pension zugebracht, schien in dem neuen Garten-Sprengschauch eines der überzahligen Weltwunder zu entdecken, so gespannt hörte sie dem Kommerzienrat zu, der die Konstruktion dieses nützlichen Apparates mit Löffeln, Messern und Serviettenringen zu veranschaulichen suchte.

Die junge Dame, mit großen, runden, außergewöhn-

lich lebendigen gelbbraunen Augen erschien mit ihrer etwas volleren Gestalt um einige Jahre älter als die schlanke, blonde Dina. Es handelte sich in Wirklichkeit nur um wenige Monate.

Lucy von Grünau hatte sich sehr geschickt selbst eingeladen, und seit sie da war und sich so ausgezeichnet mit dem Kommerzienrat zu stellen wußte, konnte man nur einsehen, daß sie eine Vereicherung des Hauses standes ausmachte. Der Kommerzienrat bewunderte ihre üppige Figur, und die lebhaften braunen Augen zum hellblonden Haar. „Nein, aber ganz unverkennbar — wie riesig interessant selbst . . . Ja, Dina, du hast wohl wieder nichts übrig für . . .“

„Wirklich, Lucy, nein! Papa, bitte, nimmt mir's nicht übel, aber so nüchtern die neue Schraube an dem Schlauch auch sein mag — ich habe wahrhaftig Wichtiges im Kopf heute . . .“

„Wie immer!“

Papa Lauter war in letzter Zeit spitz in seinen Aufzügeungen Dina gegenüber, es spielte so ein eigentümlich farbhaftisches Lächeln um seinen Mund, und Dina wußte nur zu gut, worauf das hinzielte. Lucy von Grünau legte mit betörender Liebenswürdigkeit den Arm um Dinas Naden.

„Nun ja, heute müssen wir wohl wirklich Nachsicht mit ihr haben, heute . . . heute ist ein großer Tag für Dina!“

„Er ist noch nicht überstanden!“

„Papa!“ rief Dina, in Tränen ausbrechend. Sie entwand sich flugs dem Arm der Freundin und stürzte davon.

„Na, da haben wir den Salat! Wenn man die einzige Tochter, die man zu vergeben hat, nicht dem ersten besten Leichtfuß halbungsvoil in die Arme legt, da ist man ein Robenwatter — Sie sehen und hören es ja nun schon drei Wochen lang.“

Der Kommerzienrat schob alles Geschirr, das vor ihm stand, in weitere Ferne, wobei Fräulein von Grünau ihm sofort behilflich war, und stellte sich seine Morgen-Virginia an.

„Sie sind doch nicht ernsthaft gesonnen, zuguterletzt wirklich noch „nein“ zu sagen, Herr Kommerzienrat?“

„Aber ganz sicher sage ich nein! Der Herr Schwiegersohn paßt mir nicht, damit hoffst!“

„Dr. Schren hat doch aber seine Examina glänzend bestanden — es läßt sich doch nun eigentlich wirklich nichts gegen ihn vorbringen.“

„Wirklich nicht? Eine Stunde oft er Zus, drei Stunden fiedelt er, und die übrigen Stunden ist er gewöhnt, seinen übrigen Amtsements zu weihen! Da Vater Schren dazu nicht den nötigen Sädel hat, weil er ihn nicht zu füllen versteht, so soll Dina doch den Sädel liefern! Und das hat Dina nicht nötig — sie kann ganz andere Partien machen!“

„Aber, Herr Kommerzienrat — mein Gott, sie liebt ihn doch so über alle Maßen, sie ist ihm all die fünf Jahre hindurch treu geblieben . . .“

„Das ist recht, brechen Sie auch schon Lieder für sein schönes Gesicht, das Sie noch nicht einmal in Figur kennengelernt! Aber die Damen sind ja alle hin von dem jungen Mann — — meine Frau war es ja auch — — die hat die Geschichte ja immer hinter meinem Rücken begünstigt!“

Luch von Grumm ließ ihre Augen feucht werden und strahlte ihren Gastfreund himmlisch gütig an: „Ich breche nicht für Herbert Sehren Lieder, den ich nicht kennen, ich tue es für meine liebe gute Dina, meine teuerste Freundin. Ihr Kind — — Sie können doch nicht so grausam sein, diesen ganzen Himmel von Liebe und Bärtschkeit zertrümmern zu wollen — — nein — — Herr Kommerzienrat, nein — — ich bitte so lange für Dina, bis Sie „ja“ sagen. Wenn Herbert Sehren ein Leichtfuß wäre, hätte er dann sein Wort gehalten, hätte er ebenso treu an Dina gehangen, wie sie an ihm?“

Luch legte beschwörend ihre weiche, kleine Hand auf die geballte Faust des Hausherrn, die auf der Banklehne ruhte.

Dem Kommerzienrat fuhr es kalt über den Rücken, aber er öffnete schnell die Faust, um sie über der kleinen, weichen Hand wieder zu schließen, die sich nach seinem Augenblick der Gefangenschaft zu entziehen strebte.

„Sie haben gut reden! Meinen Sie, ich hätte mir das in stillen Stunden nicht auch oft vorgesagt? Aber — wenn ich auch meine persönliche Abneigung gegen Herbert hinteransetzen wollte — — ich — — ich will überhaupt nicht, daß Dina heiratet . . .“

„Aber . . .“

„Ich meine noch nicht! Mein Gott, das ganze Frauenzimmer ist zweihundzwanzig alt, muß denn da durchaus schon geheiratet werden? Mit achtundzwanzig ist's doch auch noch Zeit! Himmel, meine Frau war neunundzwanzig, als wir uns heirateten, und einziges Kind, und enorm reich für die dortigen kleinen Garnisonverhältnisse. Sie hätte das ganze Regiment heiraten können, aber sie tanzte sich erst ein bisschen satt!“

„Um dann ihrem Herzen und Ihnen nach Glücks-Gütelchen zu folgen . . .“

„Ah Gott, na ja — —. Unsere Väter waren alte Geschäftsfreunde, da machte sich das so — —. Wir machten gegenseitig eine gute Partie an uns, und — — ihm — — ich habe mit meiner Frau in durchaus guter Ehe gelebt — — man teilte doch schließlich alles — — man hatte die Kinder, für die man gemeinsam lebte — — Gott — es hätte manches vielleicht auch noch anders sein können — meine gute Frau war eine etwas nachterne, lüstige Natur — aber trotzdem, sie fehlt mir an allen Ecken und Enden! Und nun soll ich noch das letzte, was ich habe, mein Mädel so selbstverständlich hergeben? Von meinem Herrn Sohn habe ich doch auch weiter keine Annehmlichkeiten, als daß ich ihn monatlich mit einem anständigen Wechsel verjehen darf! Ja, ja — — man wird gar zu schnell ein einsamer, alter Mann!“

Der Kommerzienrat seufzte, drückte die kleine, weiche Hand eine Sekunde lang an sein Herz wie in heiligem Vergessen und gab sie dann, wie in plötzlichem Entschieden frei.

„Ah, warum nicht gar — ein Mann wie Sie! Sie sind nicht alt . . .“

„Mein liebes Kind . . .“

„Nein, Sie sind nicht alt, und — werden es nie werden, wenn Sie nicht mit Gewalt den Alten spielen wollen! Und einfach brauchen Sie nicht zu sein — wahrhaftig nicht . . .!“

„Wenn mich doch alles verläßt! Gebe ich heute mein Jawort, so ist Dina in drei Monaten nicht mehr unter meinem Dache! Ich geb's aber nicht zu, ich gebe es nicht zu, ich . . .“

„Aber bester Herr Lauter — Dina müssen Sie aufgeben! Sollte aber wirklich kein Erfolg sein in der Welt für ein liebevolles Mädel, das ihrem Vater entläuft, und für eine Gattin, der es nicht vergönnt war, treu auszuhalten bei dem Gatten!“

„Fräulein Luch, malen Sie mir keine Trugbilder

vor! Bezahlte Hände kann ich mir ersegen, aber ein Band . . . Wo dürfte ich heute ankommen?“

„Überall!“

„Überall?“

Der Kommerzienrat rückte etwas vorwärts, seine Augen bekamen Feuer, er saß mit beiden Händen die sich ihm halb entgegenstreckende kleine, weiche Hand noch einmal.

Luch von Grumm wußt' seinem Blicke nicht aus, sie strahlte ihn an und wiederholte leise wie in rührender, ausdämmernder Scham: „Ja, überall!“

„Luch . . .!“

Sie sahen sich beide hastig um, ob irgend jemand der Bediensteten in Hörs- und Schreite lauschen könnte. Dann fuhren ihre Köpfe einen Augenblick nahe zusammen — ihre Lippen hatten sich in einem flüchtig-heißen Kusse berührt.

„Du wolltest, du junges Blut — Luch?“

„Ich wußte mit kein schöneres, kein stolzeres Glück! So gönne Dina ihren Herzenstraum — — du bist nicht länger einsam!“

„Dann allerdings . . .“

Der Kommerzienrat sah nach der Uhr — er hatte sich bereits sehr verplaudert. Flüchtig führte er Luchs Hand an den Mund, Abschied nehmend. „Es bleibt unser Geheimnis, bis alles klar ist?“

„Es bleibt unser Geheimnis“, nickte ihm Luch von Grumm lächelnd zu.

Der Kommerzienrat ging mit raschen Schritten ins Haus, um es durch das Vorderportal zu verlassen.

Luch von Grumm war auch zum Vordergarten gegangen und sah dem Davonstreichenden über das Eisen-gitter weg nach. Nein, sie brauchte sich ihres Gangs nicht zu schämen! Der reiche Kommerzienrat Ludwig Lauter schlug in seiner äußerlichen Erscheinung noch manchen Bierziger aus dem Felde.

Besitzergründig schweifte der Blick des jungen Mädchens einmal über die ganze Villa, dann ging sie hinein, um ihrer weinenden Pensionschwester in lieblichem Triumph die Botschaft zu künden: „Wenn dein Herbert heute mittag kommt, geht er als dein Verlobter wieder aus dem Hause — sieh, das habe ich für dich erbettelt!“

(Fortsetzung folgt.)



Wer andern predigt, muß sich selbst nicht vergessen.

Sprichwort.

Brief eines Wiesbadener Sanitäters.

(Originalbericht. Bens. Mz.)

Stellung S., den 24. August 1915.

Liebe Kollegen!

— Regimentsbefehl vom 8. Juli 1915: Der Sanitätsunteroffizier Otto Fritsch ist wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Sanitäts-Feldwebel befördert.

Am Nachmittag des 8. Juli, 5 Uhr, kam dieser Befehl in der Parole heraus. Natürlich hat mich diese Beförderung sehr erfreut. Doch diese Tapferkeit ist doch eigentlich nur meine Pflicht als Sanitätsmann gewesen. — Also nach der Beförderung saß ich mit verschiedenen Kameraden im Hof des Kompaniebüros und wir feierten und tauften den neuen „Herrn Feldwebel“. Kaum lag ich abends 10½ Uhr in den Federn, als ich auch schon wieder durch Rufen und Klopfen an der Tür geweckt wurde. Alarm! Sofort fertig machen zum Marsch. Die 6. Kompanie, der ich dienstlich zugeteilt bin, war gerade 2 Tage zur Ruhe in W. In wenigen Minuten war ich fertig. 11½ Uhr wurde die ganze Kompanie in Lastautos verladen, und um 12 Uhr schon ging's los bis C. Es war eine tolle Fahrt. Die Autos haben Kolossal's geleistet. Wir sahen vom Staub der Straße wie Schneemänner aus. Schon auf der Fahrt hörten wir furchtbares Artilleriefeuer. Gegen Morgen 2½ Uhr wurden wir ausgeladen. Wir sollten in der Nacht noch bei den Kämpfen bei V. teilnehmen, doch wir kamen zu spät, die Schlacht war zu Ende. Die feindliche

Artillerie soll in dieser Nacht ca. 20- bis 30 000 Granaten in unsere Stellung verschossen haben. Es war ein sogenanntes Trommelfeuer. Unsere Stellung war kurz- und kleingeschossen. Wir hatten große Verluste. — Nun lagen wir drei Tage und Nächte an einem Waldabhang in Reserve zwischen M. und L. In der Nacht kamen wir nach L. und besetzten sofort die Stellung. Am 16. Juli war von uns ein Gegenangriff geplant. Viele Reserven waren noch herbeigeholt. Abends 7 Uhr eröffnete unsere Artillerie ein unheimliches Feuer und um 9 Uhr war die Schlacht in vollem Gang. So ein wahnsinniges Feuer habe ich noch nicht mitgemacht. In der Hölle selbst kann es nicht schlimmer sein. Artillerie, Minenwerfer, Handgranaten, Maschinengewehre und Infanterie, dazu Leuchtugeln und Scheinwerfer waren in Tätigkeit. Man glaubte oft, jeden Augenblick müssten die Nerven versagen. Die Ortschaft L. besteht aus ca. 30 Häusern, aber schon nach kurzer Zeit war auch nicht ein Haus mehr ganz. Unseren Verbandsplatz hatten wir in einem Haus errichtet, das dicht an der Stellung lag und so bis auf das Dach ziemlich sicher war. Die Häuser auf der anderen Seite von uns wurden ständig vom Feind unter Feuer gehalten. Sie waren nur noch Schutt und Trümmer. Öfters mußten wir unsere große Scheunentür schließen, um uns vor Granatsplittern wenigstens etwas zu schützen. Während nun draußen ein furchterfüllter Kampf tobte, strömten die Verwundeten zu uns nur so herein. Ich allein habe in der Nacht 50 Mann verbunden. Über uns war das Dach schon kaputtgeschossen. Mehrere Male sahen der Arzt und ich uns still und ernst in die Augen, als wenn wir uns sagen wollten: „Die Ruhe bewahren, nur nicht den armen Kerls unsere Unruhe auch noch zeigen.“ Und so ging unsere Arbeit weiter. Bei so viel Leid vergaßt man fast ganz sein eigenes Ich. Morgens gegen 3 Uhr war auch dieser Kampf zu Ende. Das schöne Dorf L. hat man nicht wiedererkannt. Die V. Höhe, einst mit Bäumen bepflanzt, war wie umgepflügt. Nichts Grünes war mehr zu sehen, nichts wie aufgewühlte rote Erde. Wenn des Abends die Sonne darauf scheint, so sieht der Hügel aus wie Blut. Er wird auch nur noch der Bluthügel genannt. — Später lagen wir dann nochmals 13 Tage und Nächte unter Belten in einem Wald bei L., hier kam ich öfters mit M. zusammen; derselbe liegt in J., woselbst das 3. Bataillon seine Reservefrankenstube hat. Nach 14 Tagen kamen wir wieder nach M. 4 Tage war ich in meiner alten Stellung, und jetzt liege ich schon seit 8 Tagen auf dem H. Es ist eine sehr ruhige Stellung. Ich habe nun wieder einmal den Krieg mit all seinen Entbehrungen und Schrecken kennen gelernt. Mein Befinden ist ziemlich gut.

So grüßt Sie alle recht herzlich Ihr stets getreuer Kollege Fritsch.

PS. Unsere Kompagnie war bei B. nur im Arbeiterdienst. Wir haben in der Nacht 3000 Handgranaten und Stacheldraht vorgehofft. Nur dem Umstand verdanken alle ihr Leben, daß sie ganz vorne mit waren, denn hätte die Kompagnie sich hinten aufgehalten, so wäre kein Mann wiedergekommen. So aber gingen die Granaten über sie hinweg.

Wie einfach, wie schön liegt es, wenn man liest, etwas Graben verloren, ein Stück Graben gewonnen, eine Höhe genommen. Und keiner von Euch ahnt, wie schwer ein solches Stück Graben erklämpft wird. Ihr könnet Euch keinen Begriff machen, was da die Nerven jedes einzelnen auszuhalten haben. — Es ist aber auch ganz gut; es ist genug, wenn die Leiden, welche sich darin befinden. Und es ist ja ein so schöner Trost, daß Ihr daheim in Treue und Dankbarkeit an uns hier draußen denkt und ebenso Eure Schuldigkeit tut, wie wir an der Front.

Seien Sie alle nochmals herzlichst begrüßt von
Ihrem Otto Fritsch.



Aus der Kriegszeit.

Die schönen Tage von Arandjelovac. Als der Weltkrieg ausbrach, war Arandjelovac, das jetzt im Operationsbereich der siegreich vorbringenden Armee des Generals von Koebeß liegt, auf dem besten Wege, für die Westenbummler und harmlose, gern ins Weite schweifende Ferienreisende „entdeckt“ zu werden. Für die wohlhabenden Serben war es ja bereits seit längerer Zeit zum „Modebad“ geworden, das auch

von mittteleuropäischen Kurgästen in der „Saison“ besucht zu werden begann. Freilich mußte das „elegante“ Publikum manche hygienische Unzuträglichkeit und Primitivität mit in Kauf nehmen. Heute liegen die Brunnenwege verödet, und die Straflinge, denen die Reinigung der Wege und Bäderanlagen übertragen war, befinden sich im serbischen Heer. Im prunkvollen Kurhaus schreit nach dem Wort des persischen Dichters „die Eule in den Gemächern und die Spinne hat Fürsteherdienste in den weißen Hallen“ ... Arandjelovac, das seinen voll tönen den Namen 1859 durch den Fürsten Milosch erhielt, verdankt sein Aufblühen vier auf dem mit altem Buchenwald gekrönten, 720 Meter hohen Bubobil entstehenden Quellen. Das Städtchen selbst liegt 250 Meter hoch. Zu trauriger Kurz der Verhülltheit gelangte es, als dort 1888 der tüchtige Generalstabsoffizier Jevrem Marlowitsch wegen Verschwörung gegen das Obrenowitsch-Regiment König Milans kriegsgerichtlich erschossen wurde. Arandjelovac blickt hinaus auf die „Maschita“, eine wellenförmige Hochebene, die ebenso wie der gleichnamige Bach nach den Ruinen einer „Mischa“, d. h. lateinischen Kirche, ihren Namen hat, die deutsche Vergleute vor etwa drei Jahrhunderten erbauten, als sie in der am Mineralaschächen reichen Landschaft auf Eisen schürften. Wenige Kilometer vom Bad Arandjelovac liegt da eine „Presetscha“, ein Bergdurchstich, den wahrscheinlich jene deutschen Vergleute herausgesprengt haben, den aber das Volk der „Leuteschinderin Jerina“ zuschreibt. Sie war eine byzantinische Prinzessin Helena und Gattin des Serbenfürsten Georg Brankowitsch (1427—1457), und an ihren Namen knüpfen sich die seltsamsten Legenden. So erzählt man z. B., daß diese Erbauerin der Burgburgen die beiden von Burgruinen gekrönten Berge Slovac und Oschtrikovac, die an den Ufern der jetzt so oft genannten Kolubra einander gegenüberliegen, durch eine Brücke verbinden, aber vorher noch eine Art Gottesurteil für die Zulässigkeit des kühnen Baues einholen wollte. Sie ließ also einen Streifen Leinwand von einer Bergspitze zur andern spannen und schickte einen Wahnsinnigen über diesen schwanken Steg; kam er glücklich wie ein Mondfänger hinüber, so war das ein gutes Omen. Er purzelte aber in die Kolubra, und so blieb die Brücke unbaut ... Vielleicht wird der dämonischen griechischen Helena, die im Lauf der Jahrhunderte für so viel serbisches Unheil verantwortlich gemacht wird, später irgendwie auch das gegenwärtige Verhängnis Serbiens zur Last gelegt werden ...

Was Miss Panhurst über den Krieg zu sagen hat. Die Stimmungsmacher der Pariser Zeitungen sind neuerdings eifrig damit beschäftigt, ihre Leser durch Unterredungen mit bekannten und möglichst populären Persönlichkeiten zu interessieren. Und da der Burgfriese eine allgemeine Einrichtung geworden ist, schreibt man nicht mehr davor zurück, selbst mit so revolutionären und staatsverhindernden Persönlichkeiten, als welche die englischen Suffragetten bisher bekannt und gefürchtet waren, Reklame zu machen. Nunmehr veröffentlicht das „Journal des Débats“ die Unterredung eines seiner Mitarbeiter mit Miss Christable Panhurst, der Tochter des berühmten weiblichen Präsidenten der englischen Suffragettenarmee. Fräulein Panhurst ist, wie das französische Blatt mit Nachdruck versichert, die würdige Tochter ihrer Mutter. „Dieses junge Mädchen, das sich der Verfechtung der Ideen der Frauenemanzipation gewidmet hat, schreibt nicht davor zurück, die wenig erfreulichen Szenen in den Londoner Vororten aufzusuchen oder selbst sich dem Schein angeblicher Lächerlichkeit auszusetzen. Die mutigen Taten und Außerungen, die auch sie bereits als Suffragette bekannt gemacht haben, sind populär genug, um nicht wieder in Erinnerung gerufen werden zu müssen. Jetzt aber hat Miss Panhurst sich gleich ihren Schwestern dem Rekrutierungsdienst gewidmet.“ Nach dieser würdigen Einleitung teilt das „Journal des Débats“ der aufhorchenden Welt mit, was Fräulein Panhurst über den Krieg zu sagen hat: „Trotz des Krieges glauben wir noch immer an jene ideelle Unvergleichlichkeit, die wir die Heiligkeit des menschlichen Lebens nennen. Aber in Unbetracht der gegenwärtigen Verhältnisse hat niemand das Recht zu sagen: ich schlage mich nicht, ich nehme nicht an diesem Kriege teil. Ich glaube, daß wir schon jetzt unser Ziel erreicht hätten, wenn wir gleich bei Kriegsbeginn auch bei uns das System der allgemeinen Dienstpflicht eingeführt hätten, wie es Frankreich besitzt. Wir brauchen sogar die allgemeine Dienstpflicht weit dringender als die Franzosen. Wir müssen uns auch fragen, was aus uns allen geworden

wäre, wenn die Staaten, die an unserer Seite kämpfen, nichts weiter als unser nationales Verteidigungssystem gehabt hätten. Es ist wahrscheinlich, daß unsere Länder in diesem Falle jetzt bereits deutsche Provinzen wären. Auch sollten bei uns die Frauen sich eifriger betätigen, denn sie müßten eine wichtige Rolle in der nationalen Verteidigung spielen. In allen vorbereitenden Organisationen, wie Ausrüstung, Nahrungsmitteleversorgung, Munitionserzeugung, könnte die Frau hervorragende Dienste leisten."

* * *

Die englische Gesandtschaft im Mastkorb. König Georg und der Zar sind heute bekanntlich große Freunde, und der heimuvorbene Geldgeber England darf beim offiziellen Aufenthalt stets Respekt erwarten. Einst aber ist der größte der Romanovs, der bei aller Brutalität der russischen Halbkultur den deutschen Lehrmeistern dankbar blieb, mit dem "stolzen Albion" ganz anders umgesprungen. Eine wenig bekannte, vom Herzog v. St. Simon erzählte Episode aus Peters des Großen holländischen Schiffbauerleben sei hier als interessanter Beweis wiedergegeben. Der Zar Peter lebte damals zwar inognito, beanspruchte aber alle ihm zukommenden Ehren, freilich auf seine oft originelle Manier, und war höchst entrüstet, daß ihn die Engländer, die doch nur einen Ruhesprung weit überm Kanal wohntet, nicht alsbald in Holland durch eine Sondergesandtschaft begrüßen ließen. Endlich trafen die britischen Königsboten des Oraniers Wilhelm III. ein. Peter ließ sie erst peinlich lange auf den Empfang warten und bestimmte dann als Audienzlokal einen etwas ungewöhnlichen Platz: ein großes holländisches Schiff, das er gerade besichtigen wollte. Die beiden Gesandten mußten sich darein fügen, protestierten aber sehr energisch, als sie den Zaren hoch oben im Mastkorb schaukelnd fanden und den Befehl erhielten, sich gleichfalls in die lustige Höhe hinaufzubemühen. Sie suchten dem Tyrannen klar zu machen, daß sie, obgleich Söhne des schon damals stolzengewaltigen Albion, keine „Seebeine“ hätten und den Strickleitern nicht recht trauten, und was die Not des Augenblicks ihnen sonst für Ausflüchte eingab. Als aber Peter unerbittlich blieb und schließlich mordmäßig groß wurde, was ihm nicht schwer fiel, mußten die beiden englischen Herren schon nach seiner Pfeife tanzen und „krabbelten hinauf“ in die Mars. „Auf diesem so beschränkten und lustigen Terrain empfing sie der Zar mit ebenso viel Majestät, als wenn er auf dem Throne gesessen hätte. Er hörte die Ansprache an, äußerte sich in verbündlichen Worten über den König und die Nation, machte sich dann über die Jurecht lustig, die sich auf ihren Gesichtern malte und gab ihnen lachend zu erkennen, daß sei die Strafe dafür, daß sie so spät zu ihm gekommen wären.“ Auch heute stehen die Votschafter und Gesandten Englands auf „schwankem Grunde“, aber etwas besser werden sie doch behandelt. Und das ist wenigstens ein Trost für sie.

Ein arm- und beinloser Akrobat vor 400 Jahren. Armelose Feldherrn hat es gegeben und armlose Künstler. Seltener scheinen die armlosen Akrobaten gewesen zu sein, die gegenwärtig gleichsam als eine Art Ermutigung für unsere Kriegsbeschädigten, wie dies z. B. jetzt im Berliner Zirkus Busch geschieht, ihre Künste vor einem großen Publikum zur Schau stellen. Hin und wieder wird aber doch auch aus früherer Zeit von Männern berichtet, deren Willenskraft groß genug war, den Verlust von Armen und Beinen durch beständige Übung der ihnen verbliebenen Gliedmaßen weltzumachen und sich in Künsten auszuzeichnen, die die größte körperliche Geschicklichkeit erfordern. Als im Jahre 1545 in Berlin die Doppelhochzeit des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg mit Sophie, der Tochter des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz, sowie eines Prinzen von Liegnitz mit der Tochter des brandenburgischen Kurfürsten gefeiert wurde, fand nach dem feierlichen Beilager ein Turnier statt, bei dem es ziemlich gefährlich zuging. Der Chronist Häßlich, der uns diese Festlichkeiten beschreibt, bei denen es auf ein Menschenleben mehr oder weniger offenbar nicht an kam, im Gegenteil die Lustbarkeit durch das Lottraufen von ein paar Menschen nur erhöht wurde, beschreibt auch die erstaunlichen Vorführungen eines arm- und beinlosen „Kerls“, der mit dem Hals, also wohl mit dem Mund, ein Wurfschloß mehrere Schritte weit entsenden und damit treffen konnte: „Den Montag hernach haben Margraf Hans

von Güstrow (der Bruder des Kurfürsten) und Herzog Wilhelm von Brandenburg miteinander scharf gerannt und ein solches hartes Treffen getan, daß die Pferde, auf dem Hinteren stehend, gegangen und dennoch beide Herren sitzen blieben. Es hat aber Herzog Wilhelm dem Herrn Markgrafen Johannsen den Schild entzweig gerannt bis auf den Hals, und wäre um ein wenigstens getan gewesen, wenn es Gott nicht sonderlich verhütet, daß er ihm den Hals abgerannt. Derwegen alle Fürsten und Herren, so damals auf der Bahn gewesen, sehr erschrocken, eilends von den Pferden gefallen und zugelaufen sind. . . Es haben auch mehr Herren vom Adel gerannt und gestochen, aber am Mittwoch haben sechzig Paar zu Rossen in ganzen Kriissen (Kürassen) auf der Bahn turniert, und indem daß man dem Ritterspiel zugesehen, ist einer vom Fenster vom Domturm gedrungen und herabgefallen. Der hat einen anderen, so darunter gestanden, tot gefallen und ihm hat es nichts geschadet. Auch ist damals ein Kerl ohne Arme und Hände da gewesen, der hat mit den Füßen und Löffeln gegessen, eine Radel fädeln und andere Dinge tun können, die fast unglaublich zu sein scheinen; hat mit dem Hals Holz hauen und einen Teller an der Wand mit der Spießbarten auf etliche Schritte treffen können. Es haben auch der Rößbuben einen auf der Bahn totgerauft. . .“

Tolstoi's Kriegsprophesie. Zu den zahlreichen Propheten, die heute als Verkünder des Weltkriegs genannt werden, soll auch Tolstoi gehört haben. Wenigstens veröffentlicht die „International Review“ eine Prophesie des Dichters, die neben vielen phantastischen Zukunftsbildern auch eine Vorhersage der großen europäischen Katastrophe enthält. Tolstoi hatte im Jahre 1910, kurz vor seinem Tod, eine eigenartige Vision. Er sah eine weibliche Gestalt auf dem Ozean des menschlichen Schicksals. Auf ihrem Diadem stand das Wort: „Industrialisierung“. Sie trug drei Fäden der Vernichtung in den Händen: den Krieg, die Heuchelei und die Gewalt, die sich auf die Ungerechtigkeit hant. Daran knüpfte Tolstoi nun die folgende Prophesie: „Der große Brand wird 1912 im Südosten von Europa beginnen. 1914 wird er sich zu einer allgemeinen Katastrophe erweitern. Von diesem Augenblick an wird Europa in Flammen stehen. Aber 1915 wird ein neuer Napoleon erstehen. Er wird keine militärischen Kenntnisse haben, sondern ein Schriftsteller oder Journalist sein und wird die Fähigkeit besitzen, bis 1925 ganz Europa zu beherrschen. Das Ende der Katastrophe wird für ganz Europa den Beginn einer neuen politischen Ära bedeuten. Nur vier große Nationen wird es noch geben: die Deutschen, die Romanen, die Slaven und die Mongolen. . .“

Zweierlei Tuch ist augenblicklich auch in der Frauenkleidung Trumpf oder vielmehr zweierlei Stoff. Der Mangel an verschiedenem Material hat zu dieser Mode nicht wenig beigetragen, aber das Bild, das sie zeigt, ist reizvoll und anmutig, sofern die Farbenwahl eine glückliche gewesen. So eint man heute nicht nur Tuch und Samt, Wolle und Seide, sondern auch Chinalivre und Wolle, Chiffon und Wolle, feinen Tüll und Tuch oder seine Lussachseide. Dabei werden von diesen duftigen garten Stoffen nicht etwa nur Ärmel und Gingsäcke oder Gingsiebäusen für Trägerröde angefertigt, sondern man sieht häufig auch den oberen Teil des Kleides bis über die Hüfte daraus bestehen und diesem dann den schweren Rockteil aus Tuch, Rippensamt oder Wolle angefügt. Ebenso sind Volantkleider vielfach in der Weise daraus gefertigt, daß die unteren breiteren Volants aus festem Material, Hüftpasse und zwei bis drei schmale Volants aus Chiffon bestehen. In diesem Hülle dann die letzteren mit schmalen Röllchen von Seide oder Samt umrandet. Ganz neu und dabei von sehr aperter Wirkung sind auch ärmellose Kleider aus festem Stoff, die sich vorn gleich einem Überkleid über einem plissierten Vorderteil von Chiffon öffnen, das bis zur Mitte der Brust durchgeht und in der Taille mit Gürtel gehalten wird. Aus gleichem feinem Gewebe bestehen dann auch die duftigen Blusendärme, leicht bauschig gehalten und am Handgelenk unter schmalem Perlbörötchen eingeengt. Namenlich zum Umbreiten älterer Kleiderbestände dürfte sich diese Form sehr empfehlen.